Härte das Herz aufging vor Verwundern, lächelten kaum. Sie gaben zu verstehen, daß es sie nicht gelüste, mit solchen Dingen Spott zu treiben, im übrigen könnten sie ja nichts dazu, daß sie für den Weltkrieg nicht zurecht gekommen seien. Es war der bekannte Streit zwischen alten und jungen Soldaten.

Aber Urban stichelte weiter. Er wollte durchaus die Burschen aus der Haut fahren sehen ... Jedoch blieben die Norddeutschen bei ihrer kernigen, baumhaften Strenge. Urban, der Rheinländer, witzelte um so ärger an ihnen herum, und es trieb sie, obwohl sie sich leicht hätten finden müssen, so sehr in eine grimmig derbe Fehde, daß die Rheinländer gar nicht anders konnten als lachen, die Norddeutschen aber, von Diensteifer und Eigensinn beengt, böse Miene machten. Es stand ihnen schlecht. Indes war es für die Alten wie für die Jungen eine erquickliche Zeit. Sie lernten voneinander, und es glitt alles im besten Fahrwasser.

Zum Schluß der dreiwöchigen Dienstzeit veranstaltete die Kompanie ein Preisschießen. Es waren von Kameraden wertvolle Preise gestiftet worden. Dem besten Schützen sollte ein goldene Taschenuhr zufallen. Die übrigen Preise bestanden aus Schuhen, Büchern, Wäschestücken, Andenken und Wein. Der Kampf war hart. Die jungen Soldaten schossen gut und die alten nicht schlecht, sie waren einander in dieser Sache gewachsen. Nachher stand es so, daß Urban und einer jener aktiven Unteroffiziere, mit dem der Rheinländer sich am abendlichen Tisch am meisten gekatzbalgt hatte, die Ringzahl fünfunddreißig erreicht hatten und nun um die Entscheidung schießen sollten. Für alle in der Kompanie war dies ein Erlebnis, schien es doch, als solle nun tatsächlich der eine oder andere sich als stärker erweisen. Der Unteroffizier wollte dem Frontsoldaten den Vorrang lassen, aber Urban bat den Kameraden, zuerst zu schießen, und so ging es ein Weilchen hin und her. Dann schossen beide, der Unteroffizier und Urban, sechsunddreißig Ringe. Plötzlich, von einer nie gespürten Siegesfreude erfüllt, reichten sie sich die Hand und beschlossen, eines Kameraden jüngstem Sohne, der vor einigen Stunden zur Welt gekommen war, die Uhr zu schenken. So geschah es; der glückliche Vater, der das Telegramm der Mutter von Hand zu Hand gehen ließ, empfing den Preis.

Auf der Abschiedsfeier bat der Norddeutsche den Rheinländer lachend, er möge eine Geschichte erzählen und möglichst dick auftragen, damit er es spüre. „Im Landwehrkempo", sagte er. Urban erzählte, und diesmal lachten alle mit.

Die Liebe spielt mit

Heitere Skizze von Christian Andresen

Kraft- und stimmungsvoll, angefüllt mit Wünschen und Sehnsüchten, erscholl der Ankergesang der Matrosen des Vollschiffs „Gudrun" im Hafen von Singapore. Das Schiff lag am Kai, der Anker zum Abhieven war im Grund, die Kette lose. Malaien mit ihren Zampans umschwärmten das Schiff, um noch ein letztes Geschäft in Muscheln, Korallen und getrockneten Seepferdchen zu machen. Europäer standen am Kai und genossen den eigenartigen Gesang.

„Festhieven, Schlepptrosse an Bord nehmen!" kam das Kommando vom Achterdeck.

„Schlepper belegt!" meldete der Steuermann, als die schwere Leine eingeholt und festgemacht war.

„Kette einhieven, wenn sie steif kommt, die Landleine fieren!" scholl es zurück.

Matrose Köster fierte sinnig die Landleine. Plötzlich tat er einen Luftsprung, slippte vom Poller ab, und Köster flog durch das offene Geländer in großem Bogen ins Wasser. Steuermann Schröder ließ festhieven, zwei Rettungsringe hinterher werfen und schimpfte in sieben Kultursprachen auf den Ungeschickten.

Wie der Blitz schossen die flinken Zampans auf die Unfallstelle zu. Die Malaien schrieen alle durcheinander und schienen ratlos zu sein. Der Steuermann tobte und versprach dem Sünder Hungerrationen und alle irdische Pestilenz an den Hals, wenn er ihn wieder an Bord hätte. Jetzt erspähte er zwei Europäerinnen am Kai. Sie schienen sich über die allgemeine Aufregung zu belustigen. Drohend hob der Steuermann die Faust gegen die Schönen und schrie: „Ihr habt schuld, wenn der Köster heute mit ungewaschenen Teerfäusten bei Petrus ankommt, eure Puppengesichter hat er angeglotzt, statt sich um seine Leine zu kümmern. Nun haben wir den Salat!"

Die Geschichte war unheimlich. Alles Suchen nach dem Matrosen Köster, an der sich auch die europäische Hafenpolizei eifrig beteiligte, blieb ergebnislos. Schließlich mußte man sich, so schmerzlich es war, mit der Tatsache abfinden, daß er einem Hai zum Frühstück gedient hatte.

Ein Ersatzmann wurde beschafft. Das Schiff holte wieder vom Kai ab, diesmal ohne Gesang. Trübsinnig schlichen die Matrosen um das Ankerspill herum, nur die Pallen sagten: „Klipp, klapp!" wenn ein Kettenglied einkam.

*

Nach Jahren kam die „Gudrun" wieder nach Singapore. Der ehemalige Steuermann Schröder führte sie als Kapitän. Am Ankunftstage war er als Gast ins Haus seines Agenten eingeladen. Mit seemännischer Pünktlichkeit stellte er sich dort reichlich früh ein. Der Hausherr war noch abwesend, seine Tochter empfing ihn. Die Unterhaltung drehte sich um den früheren Aufenthalt der „Gudrun" in Singapore, auch der Unglücksfall des Matrosen Köster wurde erwähnt.

„Sehen Sie, Fräulein Röver", sagte Kapitän Schröder, „der Köster hatte keine gute Nummer bei mir. Daß mein Urteil über ihn richtig war, hat er durch seinen dummerhaftigen Abgang bestätigt."

„Man kann sich in der Beurteilung eines Menschen irren, Herr Kapitän."

„Ich bestimmt nicht, Fräulein Röver. Ich gehe jede Wette ein, daß mein Urteil richtig war."

„Ich nehme die Wette an und will den Gegenbeweis liefern." — „Sie können genau so wenig hexen wie ich, Fräulein Röver."

„Ich kann aber nicht vertragen, wenn über einen Menschen, der sich nicht verteidigen kann, Schlechtes gesagt wird." Kampfbereit sah sie ihren Widerpart an.

Kapitän Schröder machte erstaunte Augen und wollte gerade neues Oel ins Feuer gießen, als die Tür aufging und Herr Röver, der Agent, in Begleitung eines jungen Mannes eintrat. Er stellte den als seinen Schwiegersohn und Kapitän eines Küstendampfers vor.

Unsicher sah Kapitän Schröder die Tochter des Hauses an und sagte schließlich: „Dann sind Sie wohl gar verheiratet?"

„Ja, ich bin die Frau von dem Schwiegersohn da!" Ein schelmischer und zugleich feindseliger Blick traf den Seemann.

Kapitän Schröder grübelte. Plötzlich stand er vor dem jungen Küstenkapitän, sah ihn scharf an und sagte schwerfällig: „Es muß wohl so sein. Sie sind Köster und leben. Sie sind der erste Mensch, in dem ich mich wirklich geirrt habe. Nun soll auch alles zwischen uns in Ordnung sein, erzählen Sie, wie es mit Ihnen zurechtgekommen ist."

„Ich bin die Alleinschuldige", fiel Frau Köster ein. „Dies haben Sie mir schon damals, und mit mehr Recht, als Sie ahnten, gesagt. Ich stand am Kai, um meinem heimlichen Verlobten zuzuwinken, sah, wie er ins Wasser fiel und in einen Zampan hineingeholt wurde. Da kam mir ein himmlischer Gedanke. Ich rief dem malaiischen Retter in seiner Sprache zu, er solle zehn Dollar haben, wenn er den Geretteten unentdeckt an Bord des Küstenschiffes bringe, das vor der „Gudrun" lag. Wie der Blitz warf er eine große Matte über ihn, seine Genossen verrieten ihn nicht, und ich eilte an Bord des Schiffes, das meinem Vater gehörte, und nahm ihn dort in Empfang. Er war besinnungslos, hatte sich beim Fallen an einem Zampan verletzt, kam aber langsam wieder zu sich. Ich hielt ihn über alles in Unklarheit, bis die „Gudrun" ausgefahren war. Alles Weitere machte sich von selbst. Mein Vater brachte die Angelegenheit mit dem Konsul in Ordnung. Ich heiratete meinen Matrosen, der heute Kapitän ist und bald das Geschäft meines Vaters übernehmen wird. Und zwei große Jungen haben wir auch", setzte sie voller Stolz hinzu.

Kapitän Schröder lachte dröhnend auf: „Ich bin geschlagen. Im Falle Köster habe ich einen Faktor unberücksichtigt gelassen, wodurch mein Irren erklärlich wird, und das ist — die große Mitspielerin Liebe."

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 71 | **14. September 1938** | **12. Jahrgang**

„Hotel zu den Domspatzen"

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1
24)

Roman von Wolfgang Marken

„Ja. Verstehen Sie das nicht? Jeder wartet auf das Wunder! Jeder! Auch ich!"

„Zeigt sich das Wunder nicht jedem?"

„Doch, aber ... es ... ist oft unerreichbar! Und auch mir ... scheint's ... unerreichbar. Es müßte einem im Leben ... einmal eine Frau Anna ... nicht nur begegnen, sondern ... sie müßte auch erreichbar sein!"

Nie im Leben vergaß Hauptmann Staby den großen, sprechenden Blick der Frau, als sie zu ihm sagte, leise, langsam, mit einem verhaltenen, mütterlichen Lächeln, aus dem Freude und ein wenig Schmerz zugleich sprach:

„Ich wünsche es Ihnen, Herr Hauptmann ... daß Ihnen einmal ... eine Frau ... wie Sie sie sich ersehnen, begegnet."

Und dann ging Frau Anna.

Hauptmann Staby aber ahnte nichts von der Unruhe im Herzen Frau Annas, die beglückt und doch betroffen war und sich eines bangen Gefühls nicht erwehren konnte.

Sie hatte das Gefühl, daß Gewalten am Werke waren, sie aus der selbstgewählten Stille zu reißen.

* * *

Am nächsten Morgen ist es etwas kühl geworden. Es hat die Nacht über etwas geregnet, und als Frau Anna an diesem Morgen durch den blühenden Garten schreitet, da ist es angenehm kühl.

Der Wind kommt von den Bergen und ist frischer als sonst, so daß die Wärme der am wolkenlosen Himmel stehenden Sonne gemildert wird.

Frau Anna denkt an den vergangenen Tag. Im Geiste sieht sie den Domkantor im Gespräch mit der schönen Frau, und wieder muß sie das quälende Gefühl in der Brust niederkämpfen.

„Was geht es dich an?" spricht sie zu ihrem Herzen, das nicht still sein will.

Aber es geht sie doch viel mehr an, als sie selber glauben will. Sie schrickt plötzlich zusammen, denn hinter ihr ertönt eine Stimme: „Guten Morgen, Frau Anna!"

„Guten Morgen, Herr Rogaller!" sagt sie freundlich, und als sie ihn jetzt anblickt, da hat sie ein heißes Mitleid mit ihm, denn er sieht krank und traurig aus. Sein Gesicht ist eingefallen und hat eine graue, ungesunde Farbe.

„Wie geht es Ihnen, Herr Rogaller, haben Sie gut geschlafen?" fragt sie freundlich.

Richard schüttelte den Kopf. „Nein", sagt er hastig. „Ich habe ... sehr schlecht geschlafen. Ich habe immer daran gedacht, daß Sie drüben bei den Domspatzen sind, und ... ich war allein."

„Das läßt sich nicht ändern, Herr Rogaller", entgegnet Frau Anna ruhig. „Mein Bub ist drüben bei den Domspatzen, und durch ihn fühle ich mich mit den Domspatzen verbunden. Ich habe bedauert, daß Sie gestern nicht mit dabei waren und hörten, wie prächtig die Jungen gesungen haben. Es war, als wollten Sie dem Herrgott ein Ständchen bringen."

Richard sieht, wie ihre Augen aufleuchten, und sein Herz schlägt schneller.

„Und der Domkantor hat gesungen!" fährt Frau Anna fort, ein glückliches Lächeln in den Zügen. „Oh, Herr Rogaller, ihn müssen Sie einmal hören, so wunderbar ergreifend habe ich noch keinen Menschen singen gehört. Es ist, als wenn alle Güte und Liebe, die das Herz dieses Mannes füllen, frei würden mit seinem Gesang."

„Sie ... lieben den Domkantor?" fragt Richard drohend, mit lodernden Augen.

Frau Anna erschrickt. Eine Blutwelle schlägt ihr ins Gesicht. Aber dann hat sie sich wieder in der Gewalt und sagt ruhig, dabei sogar ein wenig lächelnd: „Natürlich liebe ich ihn, wie wir ihn alle liebhaben, unseren Domkantor Stephan Inniger. Er ist so wie sein Name, er ist ganz erfüllt von der Innigkeit, von der Hingabe an seine große Aufgabe, von der Liebe zu allen, die er betreut. Sie müssen ihn auch liebhaben, Herr Rogaller, er nimmt innigsten Anteil an Ihrem Geschick."

„Sie wollen mich nicht verstehen, Frau Anna", spricht Richard wieder, „Sie wollen mir nicht sagen, daß Sie ihn

lieben, daß Sie ihn heiraten werden. Sagen Sie es doch, seien Sie doch ehrlich zu mir."

Ruhig, wenn auch mit klopfendem Herzen, entgegnete Frau Anna einfach: „Es ist kein Wort gesprochen, kein Blick gewechselt zwischen mir und dem Domkantor, der Ihnen das Recht gibt, anzunehmen, daß ich einstmals des Domkantors Frau werde!"

Richard sieht grau und verfallen aus, als er jetzt zu Boden blickt.

Dann tritt er näher zu ihr heran und sagt schüchtern, aber mit verhaltener Glut: „Sie wissen, wie ich Sie liebe, Frau Anna."

Annas Gesicht wird hart, und sie antwortet: „Denken Sie an Corinne, die Sie liebt mit allen Fasern. Wollen Sie schuldig werden? Lieben! Lieben! Sie dürfen mir gut sein. Ja, Sie dürfen mich lieben, so wie Sie eine Schwester lieben, die es aufrichtig und gut mit Ihnen meint, aber Sie sollen nicht begehren! Hören Sie, Richard Rogaller, das ist Sünde, und ich will nicht, daß Sie Sünde auf sich laden."

Ein ernster Blick aus dunklen Frauenaugen trifft ihn, dann nickt ihm Frau Anna zu und geht langsam ins Haus zurück.

Sie sieht nicht sein verzerrtes Gesicht und wie seine Zähne die Lippen blutig ritzen, denn sie ahnt nichts von der ungeheuren Leidenschaft, die in dem Kranken aufflammt, der sich an sie klammert, an sie, die Gesunde, als könne nur sie ihm das Leben spenden, das Leben in Kraft und Gesundheit, das er ersehnt.

* * *

Direktor Severin wartete gespannt auf das Eintreffen Alf Rogallers. Als er aus dem Wagen stieg, belegte er ihn sofort mit Beschlag.

„Lassen Sie Ihren Wagen stehen, Alf, erzählen Sie mir erst, was Sie erfahren haben. Das ist ein Zustand, der nicht mehr zum Aushalten ist, dieses ständige Warten und In-der-Luft-hängen."

„Ich verstehe Sie, Direktor Severin", gab Alf ärgerlich zurück. „Aber es nützt nichts, wir müssen abwarten."

„Haben Sie mit Richard Rogaller gesprochen?"

„Nein, der Geheimrat ließ mich nicht zu ihm. Er ist gesundheitlich nicht auf der Höhe, aber er hat mir verraten, daß die Operation in aller Kürze stattfindet."

„Und ob sie glücken wird?" fragte Severin schnell.

Alf zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht. Der Geheimrat jedenfalls ist scheinbar sehr sicher."

„Möglich, das sind Ärzte immer. Sie sagten mir doch, daß das Gutachten der anderen Kapazitäten ..."

„Ja, richtig, die lauteten nicht günstig, aber dieser Geheimrat von Kahr ist ein Hexenmeister. Es ist möglich, daß Richard einen kleinen Defekt behält, der aber so gelagert ist, daß er zu neunzig Prozent als gesunder, normaler Mensch lebt, dann, lieber Direktor Severin, haben wir ausgespielt."

Finster sah Severin vor sich hin und sagte wütend: „Ich habe zwei Stunden mit Mistreß Rogaller gesprochen, ich habe ihr alles auseinandergesetzt, aber es nützte nichts, sie hörte einfach nicht zu. ‚Es ist Richards Wunsch', weiter sagte sie nichts. Ich komme nicht vorwärts mit ihr, wir müssen Dispositionen treffen, wir können einen Riesenauftrag erhalten."

„Von wem?"

„Das weiß ich nicht genau", wich Severin aus, „darüber hat Albert noch nichts Positives geschrieben. Außerdem will eine andere Seite groß mit uns abschließen. Ich kann diese Abschlüsse nicht machen, bevor ich nicht klar sehe, denn die Konventionalstrafen, die bei diesen Aufträgen ausgeworfen würden, sind so hoch, daß sie auch die Rogaller-Werke nicht aushalten könnten."

„Mit anderen Worten, es hängt alles an Richard Rogaller. Glückt die Operation, dann ist unsere Position verteufelt schlecht, glückt sie nicht ... nun, ich glaube, mit Frau Rogaller kommen wir dann schon in Ordnung. Im Interesse der Rogaller-Werke müssen wir also wünschen ... daß die Operation nicht glückt. Lieber soll e i n Mensch umkommen, also im Interesse der Werke, ehe das zerstört wird, was William Rogaller aufgebaut hat. Mich läßt der Geheimrat nicht zu Richard, aber ich werde heute noch telegraphieren und einen Menschen, den ich aus Asien herübergerufen habe, schon vor Wochen, auffordern, hierher zu kommen. Es ist ein großer Trumpf, den ich ausspielen kann, und ich werde ihn ausspielen."

„Sie sprechen in Rätseln, Alf."

„Sie müssen sich vorläufig mit diesen Rätseln begnügen, lieber Direktor, aber verlassen Sie sich ganz auf mich. Ich bringe die Angelegenheit in Ordnung, und die Rogaller-Werke werden weiter das große Geschäft machen."

* * *

Es gab wirklich sehr viel auf Luisenthal zu schaffen, denn das große Gartenfest stand vor der Tür.

Nun wäre es freilich nicht möglich gewesen, Mozarts Oper in dem kurzen Zeitraum so einzustudieren, wenn nicht der Domkantor sich mit der Einstudierung der Oper schon früher befaßt hätte. Außerdem hatte er die Arien und anderen Lieder der Oper stellenweise vereinfacht. Mancher Koloraturschnörkel fiel weg, ohne daß Mozarts Geist damit ein Unrecht angetan wurde.

Die Musiker hatten sich auf Luisenthal glänzend eingewöhnt und waren sehr fleißig. Nicht nur, daß sie viele Stunden am Tage zusammen mit den Domspatzen probten und daß ihnen keine Mühe zuviel erschien, sondern sie konzertierten auch für die Gäste, und die Stimmung im Hotel der Domspatzen war eine heiter-beschwingte, von Fröhlichkeit erfüllte.

Die Wiener Gäste halfen mit, daß die gute Laune nie ausging. Sie waren mittendrin unter den Buben und unter den Gästen. Der alte Rechnungsrat aus München, der pensionierte Major aus Ulm, zwei sonst sehr mürrische Gesellen, waren wie verwandelt und wurden von der guten Laune förmlich mitgerissen.

Eigenartig war, daß sich die Gäste des Hotels zum großen Teil aus älteren Leuten zusammensetzten.

Der Domkantor stand dem Domspatzenhotel mit Ruhe und Würde vor. Er war der ruhende Pol in der Unrast, und für jeden hatte er ein herzliches Wort.

Um alles kümmerte er sich. Frau von Meersburg zog manchmal einen allerliebsten Flunsch, daß er keine Zeit für sie hatte.

Er tröstete sie dann lachend damit, daß in einigen Tagen nach dem Gartenfest wieder Ruhe einziehe. So lange müsse sie sich schon gedulden.

Der Domkantor spürte, daß die Anwesenheit der beiden Frauen aus Wien Anna abhielt, sich, wie sonst, im Domspatzenhotel aufzuhalten. Sicher hatte sie das Gefühl, daß der Kreis irgendwie gestört war.

Jetzt war es schon Mittag, und sie hatte sich immer noch nicht sehen lassen.

Der Domkantor suchte die Küche auf. Es gab tüchtig zu tun, denn in einer halben Stunde sollte gespeist werden.

Er wechselte nur ein paar Worte mit Frau Loni und verschwand schleunigst nach seinem Büro.

Dort saßen der Peter und der Tutzinger und schrieben Briefe für den Domkantor.

Stephan hatte sich kaum gesetzt, als es klopfte.

„Herein!" rief er, und Therese erschien, mit einem Briefe in der Hand.

„Könnt' ich den Herrn Domkantor einmal auf ein paar Augenblicke allein sprechen?" fragte sie scheu.

Stephan nickte und rief den Helfern zu: „Geht mal ein wenig hinaus, Buben!"

Sie folgten der Aufforderung sofort.

Als der Kantor mit der Therese allein war, fragte er freundlich: „Na, was haben Sie auf dem Herzen, Fräulein Therese?"

„Es ist ... wegen dem Luigi!" begann das Mädchen stockend. „Da ... den Brief ... den hat er mir geschrieben! Wollen S' ihn net einmal lesen?"

Das tat der Domkantor auch, und ein heiliger Zorn packte ihn über diesen Lumpen.

„So ...!" sagte er ingrimmig. „So sieht er also aus, der Herr Luigi Habbel! Die Sache mit der Konnegger-Marie ist also auseinandergegangen! Weil ihn der Geheimrat entlassen hat! So schreibt er wenigstens. Ich denke, die Konnegger-Bäuerin wird es sich noch überlegt haben! Und Sie ... sollen nun für alles das verantwortlich gemacht werden! Ihnen will er's heimzahlen! Dieser Schuft!"

„Ich fürcht' mich net vor ihm, Herr Domkantor, aber ... ich wollt', daß Sie es wissen. Und wenn ich ins Dorf muß ... zum Einkaufen ..."

„Halt, Therese! Sie werden jetzt nicht mehr einkaufen gehen. Sie bleiben jetzt schön zu Hause. Wollen Sie spazierengehen, dann in den Park, der so groß und schön ist, daß Sie es die ... kurze Spanne Zeit schon einmal aushalten werden. Nicht wahr?"

„Ach ja, Herr Domkantor!"

„Dann ist's ja in Ordnung! Und den Brief lassen Sie mir einmal da. Ich werde mit dem sauberen Herrn Luigi einmal ein Wort reden, wenn ich jetzt hinunter ins Dorf komme."

„Daß er Ihnen aber nix tut, Herr Domkantor! Wo er doch so wüst ist!"

„Machen Sie sich keine Sorgen, Therese. Ich werde schon mit dem Burschen fertig. Also weiter Kopf hoch, Therese! Sie müssen felsenfest glauben, daß Ihnen der Herrgott schon noch den rechten Glücksweg zeigen wird. Kann alles zum Glück werden. Es liegt sehr oft an uns! Aber ich habe um Sie keine Sorge. Sie werden sich schon zurechtfinden und den Kopf nie hängen lassen!"

„Gewiß net, Herr Domkantor!" entgegnete die Therese glücklich.

* * *

Alf Rogaller hatte im Dorfe erfahren, als er sein Telefongespräch mit München erledigt hatte, daß der Chauffeur des Geheimrats entlassen worden war und jetzt im Dorfe bei der Zündel-Hex wohne.

Er ließ sich das Haus gut beschreiben und suchte den Luigi auf.

„Sie sind Luigi Habbel und waren Schofför beim Geheimrat von Kahr!"

(Fortsetzung folgt)

Landwehrtempo

Zeitbild von Bernhard Schulz

„Ein Brief gegen Unterschrift, he! Wirst schon sehen, was drin steckt!" Der Briefträger machte eine schneidige Kehrtwendung und ging davon, während Urban langsam begriff, daß er drei Wochen dienen solle, als Gefreiter bei der Landwehr. Urban wußte, daß man ihn einziehen würde, er war ja gemustert worden, und er hatte sich nach altem Brauch mit bunten Papierblumen geschmückt und in der Nacht ein ordentliches Räuschlein ins Bett gehoben, aber im Ernst hatte er noch nie darüber nachgedacht, den Infanterieschliff über sich ergehen lassen zu müssen. Er war doch ein „alter" Mann, Vater von fünf Kindern und schwer geplagt. Hatte er denn nicht lange genug im Dreck gelegen, im Regen der russischen Steppen, in verlausten Dörfern auf dem Balkan, im Stahlgewitter der Westfront? War er nicht als blutjunger Kerl freiwillig in den Krieg gezogen, im Winter des Kriegsjahres 1917, als ihm schon monatelang kein richtiges Essen mehr in den Magen gekommen war? Urban erinnerte sich schmerzlich an Steckrüben, schleimige Marmelade und Brot aus Haferkleie, brrr ... „Man soll mich in Ruhe lassen", sagte Urban am Abend zu seiner Frau, „bin ich denn noch zu etwas nutz? Ich bin doch kaum friedensmäßig ausgebildet worden damals. Wie sieh: eigentlich ein Gewehr aus, ha? Rechts um! Links um! Kehrt! Vorbeigehen in strammer Haltung, was?" Urban redete sich in Zorn und Eifer. Die Frau schwieg, und die Kinder, die rings um den Tisch hockten, schauten scheu nach des Vaters fuchtelnden Händen.

Als es aber losging und Urban mit vielen anderen Männern, die von Frau und Kindern begleitet waren, vor dem Bahnhof Aufstellung nahm, da wölbte sich unmerklich seine Brust, er trug den Kopf höher, seine Hände lagen ruhig und entschlossen an der Hosennaht, und als der Feldwebel seinen Namen aufrief, antwortete er laut und froh: „Hier!"

Am Abend zogen sie in einer fremden Stadt ins Landwehrheim ein, je drei Mann nebeneinander, im Gleichschritt. Sie sprachen kaum ein Wort, beäugten sich scheu, sangen auch nicht; es drang zu vieles auf sie ein.

Geschütze donnerten, Häuser brachen prasselnd ein, die Front spie Feuer und Tod. Sie mußten die Gasmaske aufsetzen und vorsichtig, Schritt um Schritt, mit der Handgranate in der Rechten, in feindliche Gräben steigen ... Bild auf Bild huschte an ihrer Seele vorbei, filmhaft verzerrt. Der Atem stand ihnen still. Sie wußten kaum, was mit ihnen geschah. Lebten sie denn noch, und war der Krieg aus, oder was war eigentlich? In den Stuben, auf die sie verteilt wurden, war alles so, wie sie es erwartet hatten. Spind, Bett, Schemel, Brot und ein Zipfelchen Wurst. Wie im Traum packten sie ihre Wäsche aus und ordneten sie. Jemand stellte dampfende Kaffeekannen auf den Tisch.

Ach je, dachte Urban, da hat man nun Weib und Kind und ein Amt mit Sorgen, und jetzt, wo die Knochen lahm und steif sind, soll man Soldat spielen? Er konnte sich am ersten Abend, als er wach auf seinem Strohsack lag, dies alles nicht anders denken, als es damals gewesen war. Drill und Marsch und Hunger und Tod. Aber schließlich war ja Frieden jetzt, und jeder, auch Urban, würde für die Erstarkung der Wehrkraft das Seine tun. Als Urban am nächsten Morgen die Uniform empfing und auch die Gestalten der Kameraden seltsam sich verwandeln sah, als sei nie einer von ihnen jemals in Schlips und Kragen herumgelaufen, da zog eine erregende Kraft in sein Herz ein und spannte alle seine Muskeln. Er fühlte sich nicht mehr alt und schwer beladen mit Erlebnissen und Verwundungen, er spürte, wie es ihm in allen Gliedern riß und ihn erfrischte und wie er mit jedem Schritt kräftiger und gleichsam selbstverständlich in den alten Geist hineinwuchs. Und jetzt fand er auch die alten Lieder wieder; er sang, daß es dröhnte. Der Dienst war leicht und freundlich, Urban meisterte alles mit soldatischer Gelassenheit, er beherrschte Griff und Marsch und die Kommandos beim Exerzieren. Links um! Rechts um! Ganze Abteilung kehrt! Sprung auf! Und Stopfen! Er wußte in allem Bescheid.

Nach dem Dienst saßen sie mit den jungen aktiven Soldaten, die ihnen zugeteilt worden waren, auf der Stube um den weißgescheuerten Soldatentisch, und hier war es auch, wo Urban, Familienvater und Gepäckträger am Bahnhof einer rheinischen Stadt, des Guten zu viel tat und das Maul so voll nahm, daß ihm die Jungen bald kein Wort mehr glauben wollten; denn da saßen nicht nur Rheinländer um den Tisch, sondern die meisten der jungen Aktiven stammten aus einem norddeutschen Regiment und sahen den rheinischen Schalk verwundert und des öfteren, wenn Urban sie zu sehr über sein Narrenzepter hatte springen lassen, empört an. „Landwehrtempo", sagten sie.

„Was denn", schnitt Urban auf, „ihr glaubt mir nicht? Was seid ihr doch für grüne Burschen, ach je, ach je!" Urban nahm die Jungen ordentlich auf den Arm, man würde schon sehen, wer kräftiger auf den Beinen stände, die Alten oder die Jungen. Hatten diese ernsten, tüchtigen Burschen, auf die Urban im Grunde genommen stolz war wie alle Frontsoldaten, hatten sie denn keinen Funken Humor im Leibe? Sie konnten fuchsteufelswild werden, wenn Urban sich in seinem Schützengrabendeutsch erging und wie weiland der Lügner Münchhausen Geschichten auftischte, denen kein Komma und kein Punkt zu glauben war. „Was seid ihr denn schon?" spottete Urban. „Junge Bettenbauer, Grünlinge, nasse Dachse. Pulver habt ihr nie gerochen, was? Wir hatten damals einen Korporal, das war ein Kerl! Als dem die Kosaken an den Hals kamen und ihm den Kopf absäbelten, daß er weithin flog, da hatte der noch Geistesgegenwart zu rufen: ‚Gefreiter Pieske, übernehmen Sie das Kommando!' In dem Burschen steckte Feuer." Dabei ließ Urban Pieske durchblicken, daß auch er so ein Kerl sei, mit dem selbst der Leibhaftige nicht zu Rande kommen würde.

Die Rheinländer am Tisch lachten, aber die jungen norddeutschen Soldaten, denen aus blauen Augen kalte Ernsthaftigkeit leuchtete, so daß dem Alten ob solcher Entschlossenheit und